

Viktor Rydberg

Der alte Mönch in der Klosterzelle

Das Magasin für die Litteratur des In- und Auslandes. No. 29. Leipzig, den 16. Juli. 1887.

— Läs mer om verket här

Det avbildade exemplaret tillhör Kungl. biblioteket.

Detta verk är fritt från kända upphovsrättsliga restriktioner. Vid användning ber vi att du hänvisar till Kungl. biblioteket och Litteraturbanken.se.

Ytterligare information om upphovsrätt för detta verk finns hos Litteraturbanken:

<https://lb.se/författare/RydbergV/titlar/DerAlteMönch/faksimil?om-boken>

Permanent länk (URN):

<https://urn.kb.se/resolve?urn=urn:nbn:se:lb:lb10256474-faksimil>

RYDBERG, V. Der alte Mönch in der Klosterrzelle.

Auslandes.

419

Vitt. S.
(B)
o
4

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet
von
Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben
von
Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 29.

Leipzig, den 16. Juli.

1887.

Jeder unbefugte Abdruck aus dem Inhalt des „Magazins“ wird auf Grund der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

Inhalt:

Volksnot und Luxustheater. (Richard von Hartwig.) 417.
Der alte Mönch in der Klosterzelle. Von Dr. Victor Rydberg. Aus dem Schwedischen im Versmaß des Originals übersetzt von Emil Jonas. 420.
Französische Litteratur. IV. (Louis de Hessem.) 421.
Blicke in das Geistesleben der heutigen Polen. Von Heinrich Nitschmann. 424.
Eine philologische Antikritik. Von C. Abel. 428.
Literarische Neugkeiten. 431.
Anzeigen. 432.

Volksnot und Luxustheater.

In einer äußerst fesselnden und geistvoll geschriebenen Broschüre „Luxustheater und Volksbühne“, welche viele Wahrheiten über den Zustand des modernen Theaters enthält, gelangt Hans Herrig zu der Ueberzeugung, dass das ästhetische Volksbedürfnis nur durch die von ihm geplante Volksbühne, niemals durch das moderne Luxustheater, wie er es im Gegensatz zu jener benennt, befriedigt werden kann. Er kommt darin zu folgenden Schlüssen:

„Eine Reform des modernen deutschen Theaters ist eine Unmöglichkeit. Wie es ist, ist es das Erzeugnis der einmal vorhandenen Bedingungen.

Das Verlangen nach einer Reform des Theaters, wie es immer wieder die Geister in Erregung bringt, ist das Gefühl, dass eine Lücke im Volksleben vorhanden ist, die aber durch dieses stehende Theater seinem Wesen zufolge niemals ausgefüllt werden kann.“

Dieses vorhandene Volksbedürfnis glaubt Hans Herrig eben nur durch die von ihm ins Auge gefasste „Volksbühne“ befriedigen zu können.

Es ist nun nicht meine Absicht die reformatorischen Bestrebungen Herrigs, zu denen er durch die Erfahrungen mit seinem trefflichen Lutherfestspiel, und vielleicht nicht mit Unrecht, gedrängt ist, hier besonders zu beleuchten, wer sich dafür interessiert,

der lese eben die geistvolle Broschüre selbst. Soll das Streben Hans Herrigs nichts Anderes bedeuten, als wie er in den vorhin citierten Worten selbst ausspricht, nämlich eine Lücke im Volksleben und somit im ästhetischen Volksbedürfnis zu füllen, und, wie auch in der Broschüre seines Freundes Friedrich Schön über das geplante Wormser Volkstheater ausgeführt ist, für kleinere Städte eine Bühne zu schaffen, die mit den geringsten Mitteln möglichst viel zu leisten im Stande ist, so kann solchem Bestreben nur die größte Sympathie entgegengebracht werden. Also nicht diese Frage soll hier beleuchtet werden, ich möchte nur die von Herrig trotz aller scharfsinnig dialektischen Ausführungen eigentlich durch Nichts bewiesene Behauptung etwas näher ins Auge fassen, dass eine Reform des modernen Theaters eine Unmöglichkeit sei, dass es seiner Natur nach nur für das Unterhaltungsbedürfnis geschaffen, und daher niemals im Stande sei, das ästhetische Volksbedürfnis, oder die Volksnot, wie er nach Wagners Vorgang dasselbe definiert, befriedigen zu können.

Lassen wir Hans Herrig einmal selbst das Wort, die Frage zu beantworten: Was ist denn Volksnot?

Er sagt Seite 6: „Der Kreis der Volksbedürfnisse, wie sie fördernd auf eine Nation wirken, lässt sich bezeichnen als die Not ums eigene Dasein als Volksindividualität, um die geschichtliche Existenz.“ Er fährt dann weiter fort:

„Das geschichtliche Leben muss verkümmern, wenn es nicht seinen ästhetischen, künstlerischen Ausdruck findet, und Religion und Philosophie werden für das Volk zu unverstandenen Formeln werden, wenn sie nicht auch in der menschlich-deutlichen Sprache der Kunst zu ihm reden. Umgekehrt aber wird die Kunst zu Grunde gehen, wenn sie einerseits den Zusammenhang mit dem geschichtlichen Leben zerreiht, aufhört national zu sein, und wenn sie

andererseits der Blick nach dem Idealen, Metaphysischen verliert.“

Ich kann mich dieser Auffassung Herrigs nur ganz und voll anschließen; aber es geht auch daraus hervor, dass nur bei dem Volk von einem wahren, ästhetischen Volksbedürfnis die Rede sein kann, das zum Bewusstsein seiner geschichtlichen Existenz gelangt ist, das eben eine Geschichte seines Ringens und Kämpfens nach solcher Existenz hinter sich hat, und in dem sich darum das Bedürfnis geltend macht, sein Ringen und Streben nun auch künstlerisch gestaltet, in verklärtem Gewande veranschaulicht zu sehen, und so im vollen Bewusstsein seines Nationalgefühls sich an der eigenen Vergangenheit zu erheben und zu beleben.

Also das auf dem Nationalgefühl basierende Bedürfnis nach künstlerischer Veranschaulichung seines Ringens nach geschichtlicher Existenz, das wäre die Volksnot in Bezug auf das Theater. Diese Volksnot aber zu befriedigen bedarf es keiner neuen Bühne, sondern nur der Werke eines Dichters, der, voll und ganz mit seinem Denken und Empfinden im nationalen Leben fußend, gleichsam aus der Volksseele selbst herausdichtet, der Werke schafft, die aus der Vergangenheit hervorgewachsen, in die Zukunft hineinreichen; denn in dem Dichter, um Herrigs eigene Worte zu gebrauchen, sind jene künstlerischen Bedürfnisse, die unbewusst im Volke schlummern, lebhaft geworden; er weckt sie, indem er sie befriedigt!

Eigentlich empfand jedoch nur Schiller, wie Hans Herrig sehr wahr hervorhebt, das Bedürfnis, nicht nur für die gebildete Gesellschaft sondern für sein Volk zu dichten; aber die Liebe, die ihm entgegengebracht wurde, entsprang doch mehr einer Gemeinschaft der Gesinnungen, nicht dem wahren Volksbedürfnis. Das ist unstreitig richtig; denn das nationale Bewusstsein, auf dem dieses beruht, lag eben zu jener Zeit noch gewissermaßen in den Windeln. Der Geist jener Zeit, den Schiller erfasst hatte, wie kein Anderer, war eben nicht eigentlich national, sondern kosmopolitisch angehaucht, sein Weltbürger Marquis Posa bildet die typische Figur des Geistes jener Zeit. Das deutsche Volksbewusstsein hat erst Napoleon erweckt, das deutsche Nationalgefühl erstand erst, als es unter Napoleons ehrenem Schritt wie ein getretener Wurm sich wand; bis dahin hatte Kosmopolitismus und Partikularismus dafür gesorgt, dass der Deutsche nicht zum Bewusstsein seiner selbst gelangte. Es liegt darum auch eine gewisse Wahrheit in dem Wort Napoleons, dass er nicht begreifen könne, wie sich die Deutschen für ein so antinationales Werk wie den „Tell“ begeistern könnten, das doch nur die Losreißung der Schweiz vom deutschen Reich feiere. Er übersah dabei allerdings, dass es wohl nicht deutsch-national in dem Sinne ist, wohl aber durch und durch national! Nicht die Losreißung der Schweiz von Deutschland galt es Schiller zu feiern,

sondern die Unantastbarkeit der nationalen Eigenart eines Volkes, das, zum vollen Bewusstsein seiner selbst gelangt, aufsteht und wie ein Mann eintritt für seine geschichtliche Existenz. Es war das hohe Lied der patriotischen Begeisterung eines unterdrückten Volkes, das Schiller gleichsam vorahnend für sein eigen Volk gesungen, und es war daher nur ganz folgerichtig, wenn die Begeisterung, die der Deutsche aus dem „Tell“ sog, und die Napoleon nicht verstehen konnte, ihre Spitze schließlich gegen ihn selbst richtete; und so hat auch der „Tell“ mitgewirkt, die nationale Begeisterung zu schüren, bis das Volk, sich aufraffend, das Joch des Korsen von sich warf.

In dieser Zeit der Wiedergeburt des deutschen Nationalgefühls, des Wiedererwachens des Volksbewusstseins ertönen aber eigentlich auch zuerst die Klänge deutsch-nationaler Poesie, seit dieser Zeit stammt auch eigentlich erst das bewusste Ringen des deutschen Volkes nach Einheit, nach geschichtlicher Existenz! Und nachdem diese nun endlich nach manchem Irren erreicht, nachdem in heißen Kämpfen mit Blut und Eisen ganz Deutschland zu einem Volk zusammengeschweißt ist, beginnt auch das Volk eigentlich erst von dem nun gewonnenen Standpunkt aus die Geschichte seines Kämpfens und Ringens ums eigene Dasein, um seine Volksindividualität, um seine geschichtliche Existenz ganz zu verstehen, fühlt es sich auch im Tiefsten ergriffen, wenn Saiten angeschlagen werden, bei deren Klang ihm sein Ringen und Streben wieder künstlerisch aus der Erinnerung zum Bewusstsein gebracht wird.

Erst ein Achill! dann naht zu seiner Feier
Von selber ein Homer und schlägt die Leier,

so singt Biesendahl mit Recht; denn es ist wahrlich kein Zufall, dass erst nach den Perserkriegen die griechische Poesie ihre Blüte erreichte, dass Shakespeare zur Zeit der Elisabeth dichtete, während die Wehen der Kriege der roten und weißen Rose noch nachzitternd die Gemüter durchbebten, und Camoëns vermochte sein Nationalepos erst zu singen, nachdem Vasko de Gama dem Leben seines Volkes durch seine Entdeckungsfahrten einen neuen Pulsschlag verliehen.

Eine große geschichtliche Vergangenheit, die im Bewusstsein des Volkes lebendig ist, das bildet die Grundlage, auf der die nationale Litteratur, die nationale Kunst sich aufbaut! Darauf beruht auch die litterarische Zukunft Deutschlands, und die Zeichen mehren sich, dass Deutschlands Muse nicht stumm verbleiben wird, das Bedürfnis des Volkes, diese ästhetische Volksnot zu befriedigen. Theaterreformen allein können allerdings nichts helfen, wenn nicht reformatorische Schöpfer erstehen. Aber was ein Volk in seiner tiefsten Seele bewegt hat, das wird es auch packen und fortreißen, wenn ein Dichter sich findet, der die gestaltende Kraft besitzt, es ihm auf der Bühne vorzuführen, ein Werk zu schaffen,

das gleichsam aus der Vergangenheit hervorgewachsen, in die Zukunft hineinragt. Solchem Dichter und solchem Dichtwerk wird es auch stets Verständnis und Begeisterung entgegenbringen. Hierauf allein beruht auch z. B. der großartige Erfolg, den Wildenbruchs „Neues Gebot“ am Ostendtheater davongebrachten hat, nicht wie von verständnislosen Krittern hingestellt wurde, auf der Reklame, die durch die Ablehnung am Schauspielhaus und am deutschen Theater dafür gemacht sein sollte; denn der Kampf zwischen Kirche und Staat, aus dem die Maigesetze hervorgingen, war nicht nur, wie so Mancher meint, ein Streit, der künstlich entfacht, eigentlich nur Bedeutung für die Redner des Parlaments hatte, es war ein Kampf, der das Volk in seinem Innersten bewegte, und der darum in künstlerischer Gestaltung auf die Bühne gebracht, seine Wirkung auf das Volk nicht verfehlte. Das „Neue Gebot“ ist eben ein durch und durch deutsch-nationales Stück, und hier liegt auch die nach dieser Richtung hin noch gar nicht genug gewürdigte Bedeutung Wildenbruchs, der, wie ich bereits früher an anderer Stelle einmal ausgeführt, mit seinem ganzen Denken und Empfinden so ganz im nationalen Leben wurzelnd, in seinen Dichtungen gleichsam den Wiederhall dessen zum Ausdruck bringt, was das deutsche Volk bei seinem Ringen nach geschichtlicher Existenz in seinem Innersten bewegt hat, was die Volksseele gleichsam in Bewegung versetzte. Dass der von patriotischer Glut durchflamme, kraftvolle „Menonit“ nur durch die hypnotische Behandlung der Leitung des „deutschen Theaters“ einem Scheintod verfallen ist, steht wohl außer allem Zweifel, doch ich glaube, dass auch nichts weiter dazu gehört, als das „Erwache!“ des Hypnotiseurs, um ihn wieder zu vollem Leben zu erwecken. Sollte sich aber ein Berliner Theaterdirektor einmal dazu aufraffen, das, man kann fast sagen im großen Stil geschriebene, Berliner Lokaldrama „Väter und Söhne“ aufzuführen, so dürften sich die mit dem „Neuen Gebot“ gemachten Erfahrungen leicht wiederholen.*)

Unbestreitbar dürfte es sein, dass Wildenbruch zu jenen Dichtern zählt, in denen das erwachte Nationalbewusstsein des deutschen Volkes am deutlichsten und lebendigsten zur Geltung gelangt, da es ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist. Und dass Wildenbruch diesen Weg nicht aus Berechnung, sondern aus eigenstem, innerem Drang, seiner eigenen Natur gemäß, einschlägt, ja einschlagen musste, das ist es, was der patriotischen, nationalen Glut seiner Dichtungen die Weihe der Aechtheit und Wahrheit

*) Wir stimmen damit ganz überein. Nur möge der geschätzte Verfasser bedenken, dass auch Herrig auf ähnlichen Bahnen wandelt. Der Unterschied liegt hier lediglich in der Form. Uebrigens verwahrt sich Herrig in der Vorrede seines „Columbus“ dagegen, dass er das alte Drama ganz abschneiden wolle. Die Herrig'sche Bühne in Worms scheint denn doch von eminent praktischem Wert zu werden. Auch haben die neuerdings erzielten Erfolge seines Lutherfestspiels (in Magdeburg) die Bühnenfähigkeit dieser Gattung wiederum dargetan.

D. R.

verleiht, die das Volk auch wirklich berührt und mit fortreißt. Dies ist der Weg, auf dem auch die moderne Bühne vollauf im Stande ist, dem ästhetischen Volksbedürfnis, der Volksnot, Rechnung zu tragen; und dass nach dieser Richtung hin der deutschen Litteratur eine neue Zukunft erblühen wird, scheint mir außer allem Zweifel. Auch mehren sich die Anzeichen, dass diese Ueberzeugung wenigstens unter der jüngeren Generation, den Nachachtundvierzigern, denen ja nun doch einmal die Zukunft gehört, mehr und mehr Platz greift. Das beweisen vor Allem die soeben von Karl Bleibtreu unter dem Titel „Vaterland“ erschienenen drei neuen Dramen. Ich kann mich, auch schon des Raumes wegen, hier nicht darauf einlassen, diese hochpoetischen, von echter, dichterischer Schöpferkraft zeugenden Dramen näher zu beleuchten; ich möchte mich darauf beschränken, das Widmungsgedicht des Verfassers hierher zu setzen, das die von mir betonte Tendenz klar ausspricht:

Meinem Vater.

Von Schlacht zu Schlacht des deutschen Adlers Flug
Hast du begleitet auf dem Siegeszug.

Geschichte schrieb uns deine Meisterhand,
Du schufst im Bilde mit der Einheit Band.

Dein ganzes Leben war ein edler Krieg,
Geknüpft an deines Vaterlandes Sieg.

Dein Vaterlandsgefühl war mein Geleit,
Dir sei dies Buch vom Vaterland geweiht!

Will also Hans Herrig mit seinem geplanten Volkstheater, wie er einmal sagte, im Lauf seiner weiteren Ausführungen aber vergessen zu haben scheint, nur eine Lücke im Theaterwesen ausfüllen, so kann man ihm die vollste Sympathie nicht versagen; will er aber der modernen Bühne überhaupt die Fähigkeit bestreiten, dem ästhetischen Volksbedürfnis dienen zu können, und nur eine Rettung darin erblicken, das Theater zu einem Festspielhaus, das Drama zu einem Festspiel, zu einem Gelegenheitsgedicht zu degradieren, so will es fast scheinen, als ob die Volksnot, eine derartige Volksbühne zu besitzen, mehr in der Not Herrigs zu suchen ist, für sein dramatisches Vermögen die entsprechende Bühne sich zu schaffen. Ich will übrigens damit Hans Herrig, den ich sehr hoch schätze, durchaus nicht den Vorwurf eines bewussten Egoismus machen, sondern nur andeuten, wie leicht ein Autor geneigt ist, an Stelle der eigenen Ueberzeugung und eines daraus gefolgerter Bedürfnisses gleich die des Volkes und die Volksnot zu setzen.

Sehr recht hat Hans Herrig aber, dass durch die moderne Bühne diese ästhetische Volksnot so gut wie gar nicht befriedigt wird, dass die Theaterleitungen ihr Repertoire (abgesehen von dem einmal feststehenden klassischen) nur im Hinblick auf das Unterhaltungsbedürfnis der Gesellschaft, ohne jede Berücksichtigung des ästhetischen Volksbedürfnisses zusammenstellen. Hier ist auch

der Punkt, wo eine Theaterreform von der heilsamsten Wirkung sein könnte.

Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die soeben von Heinrich Hirsch veröffentlichte Broschüre „Geschäft oder Kunst?“ „Privatdirektion“ oder „städtische Regie?“ Ein Beitrag zur Reform des Mainzer Stadttheaters. Die darin mitgeteilte Sammlung von Ratschlägen und Urteilen der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiet des Theaters zeigen so recht klar, wohin dasselbe durch die Theatergewerbefreiheit geraten ist, und wie es dringende Aufgabe des Staates resp. der städtischen Gemeinden ist, hier einzugreifen, um das Theater wieder der Privatspekulation zu entreißen, in deren Händen es zu einem bloßen Poesiegeschäft herabgesunken ist. Wenn so ein besserer Geist über die Leitungen der Theater gekommen sein wird, wenn das Geschäft nicht mehr den Angelpunkt bildet, um den sich Alles dreht, sondern das ernste künstlerische Streben wieder zur Hauptsache erhoben ist, dann wird sich auch den Leitern der Bühnen ein besseres Verständnis dafür aufdrängen, worin das ästhetische Volksbedürfnis besteht, und was dem Volke Not tut. Es wird sich aber dann auch zeigen, dass es nicht erst, wie Hans Herrig meint, einer besonderen Volksbühne bedarf, um dem Volksbedürfnis Rechnung tragen zu können, sondern nur der Werke von Dichtern, die, völlig im nationalen Leben wurzelnd, gleichsam aus der Volksseele selbst herausdichten, es wird sich zeigen, dass bei richtigem Verständnis der Theaterleitungen hierfür auch das moderne Theater vollauf im Stande ist, die ästhetische Volksnot zu befriedigen.

Berlin.

Richard von Hartwig.



Der alte Mönch im der Klosterzelle.

Von Dr. Victor Rydberg.

Aus dem Schwedischen im Versmaß des Originals übersetzt von Emil Jonas.

Erst die Lampe putzt der Alte, dann führt er zum Mund den Becher,
Wenn er ist der Schreibkunst Meister, ist er auch bewährt als Zecher;
Mit der Pflicht der Arbeit ward ihm auch des Durstes Not bescheert,
Darum manchen Kodex füllend, hat er manches Glas geleert.

Sieh, jetzt auf dem Pergamente füllt es sich mit schmucken Lettern,
Schöneres an Schwarz und Schnörkel gab es nie auf grauen Blättern,
Und es strahlt in Glück und Freude an so herrlichem Talent
Seine Stirn, die selbst ein altes und vergilbtes Pergament.

Was er schreibend an Gedanken formuliert, macht ihm nicht Schmerzen,
Dass korrekt und schön die Abschrift, das allein liegt ihm am Herzen.

Wenn gelang die Initiale lächelt er und holt sich Kraft

Zu dem „weiter nun im Texte“ aus der milden Trauben Saft.

Während er so doppelt eifrig, dass er den Beruf erfülle,

Ist geworden seine Zelle eines edlen Samens Hülle, Heerd für eine kleine Flamme, die noch schüchtern glimmen mag,

Aber herrlich einst soll bringen für die Welt den Geistestag.

Wenn er wüsste, was er schriebe, seine Feder ohn' Verweilen

Würf' er fort, und „Hilf, Maria!“ in den Beichtstuhl würd' er eilen;

Denn er selbst, des Dogma Sklave, rettet von Vergessenheit

Jenes Wort, das die Gewissen aus des Dogma Bann befreit.

Ja, nicht einsam bist du, Alter, unsichtbar an deiner Seite

Steht ein Bote jenes Gottes, der die Welt der Freiheit weihte;

Er regierte deine Feder, er bestimmte dein Geschick, Zu erretten Platos Himmel und Perikles Republik.

Trink nur Alter, Kraft und milde Lebensglut ruh'n im Pokale,

Doch mach' fertig, eh' du schlummerst, treu und schmuck die Initiale.

Ueber tausendjähr'gen Abgrund schlägst du still die Brücke hier,

Zwischen Tausend Jahren vor und — Tausend Jahren hinter dir.

Das ist des Gedankens Brücke, der die Fesseln einst wird sprengen,

Doch inzwischen soll die Erde tiefe Finsternis bedrängen; —

Aus des Klosters Fensterblende fällt ein Lichtschein nebelhaft,

Ein Symbol von Mittelalters Geistesglanz und Wissenschaft.



Französische Litteratur.

IV.

Eine Handvoll Romane.

Die mehr und mehr anwachsende Hochflut von Romanen, die die Autoren zu schreiben und die Verleger zu publizieren nicht müde werden, nötigt mich eine strengere Auswahl eintreten zu lassen und im Nachstehenden dem Leser eine ganze Blumenlese von Neuerscheinungen im bunten Durcheinander vorzuführen.

Da sind zunächst einige Werke, die man der Muße unserer Journalisten zu verdanken hat. Albert Ciur vom „Radical“ hatte in seiner „Institution de demoiselles“^{*)} ein Werk geschaffen, das aus einer Reihe von lose aneinander gereihten Szenen besteht und Anspruch darauf erhebt, für ein Pariser Sittengemälde genommen zu werden. In seinem neuesten Roman nun, den „Amours d'un Provincial“^{**}) hat er sowohl das Sujet als auch den Schauplatz der Handlung völlig geändert. Leider zeigt jedoch auch dieses Buch den gleichförmigen Grundton, der schon bei dem Erstgenannten hervortrat und, wenn auch der Stil hier etwas gefeilter erscheint, so ist doch der allgemeine Charakter eher noch matter und farbloser; nur hier und da macht sich mitunter ein wärmeres Kolorit bemerkbar und bringt etwas mehr Leben in dieses lothringische Idyll, das sich im übrigen nirgends über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt. Zudem ist auch die Wahl des Titels eine völlig verfehlte zu nennen und weit entfernt davon, irgendwie gerechtfertigt zu sein: nahe an 200 Seiten von 320 werden darauf verwandt, um den Leser mit den Jugendschicksalen des Helden bekannt zu machen, mit den Kreisen, in denen er sich bewegt und in denen er, wie man erwartet, leben wird, die er aber plötzlich verlässt, um nach Paris zu gehen und sich dort dem Studium zu widmen. Hier nun fesselt ihn einige Monate — und einige Kapitel hindurch eine vorübergehende Liebesleidenschaft, der jedoch völlige Ernüchterung auf dem Fuße folgt, als ihm seine Geliebte schmählich verrät und ihm den Laufpass giebt, ohne dass man übrigens recht den Beweggrund, der sie dabei leitet, erfährt. Vollständig aus der Fassung gebracht flüchtet sich unser Held nun in das ruhige Leben der Provinz und heiratet, durch Schaden klug gemacht, ein junges Mädchen, das seine Jugendgenossin gewesen und das der Leser kaum ein Mal zu Gesicht bekommen hat. Das ist im Großen und Ganzen der Inhalt des Romans, den Ciur André Theuriet zugeeignet hat, eine Widmung, die sich ganz von selbst ergiebt; scheint es doch, dass sich Albert Ciur diesen Dichter, der ein so feines Verständnis für die Poesie der Wiesen und Wälder hat, und der den eigentümlichen Reiz des Landlebens so treu wieder-

zugeben versteht, zum Vorbild nimmt; nicht minder selbstverständlich ist es allerdings, dass die Nachbildung weit hinter dem Original zurückbleibt.

Tony Révillon schlägt in seinen „Marquis de Saint-Lys“^{**}) einen satirischen Ton an. Eine so feine, so geistvolle Satire, wie sie uns hier geboten wird, verleiht der Lektüre einen eigenartigen prickelnden Reiz; zudem umgibt sie sich noch mit einem phantastischen Gewande, das ihr prächtig zu Gesicht steht, die Persiflage kommt dabei auch zu ihrem Recht, kurz das ganze Werk ist eine vollendete Leistung, die in einer äußerst moralischen kleinen Schlussszene ihren Höhepunkt findet. Der Marquis de Saint Lys trifft eines schönen Tages mit dem jungen Vicomte de Montmerle zusammen, der seine Vermittelung in Anspruch genommen hat, um durch ihn in die große Welt eingeführt zu werden. Diese Aufforderung hat zur Folge, dass der Vicomte in kürzester Frist vollständig ruiniert ist. Er kündigt denn auch dem Marquis an, dass er den Entschluss gefasst hat, bei der Kavallerie einzutreten; Saint-Lys lädt ihn ein, mit ihm im Cafe Anglais zu speisen.

„Wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, so braucht er auch heute wieder eine halbe Stunde dazu, um das Menu des Diners festzustellen.

„Wenn es Ihnen recht ist, trinken wir uns einen kleinen Spitz an.“

„Ich bin mit allem einverstanden.“

Gegen 10 Uhr sprach Pierre de Saint-Lys wie ein Vater:

„Warum, mein guter Sohn, haben Sie den Entschluss gefasst, beim Militär einzutreten? warum heiraten Sie nicht?“

Der kleine Montmerle brach in ein helles Gelächter aus, was nur dazu beitrug den Ernst des Andern zu erhöhen.

„Sie sind Vicomte, mein Lieber! Kennen Sie die Macht eines Adelsprädikats?“

„Gewiss. Die Portiers reden uns in der dritten Person an.“

„Die Portiers und die Lieferanten, lachen Sie nicht! Das will sagen, dass wir uns eines guten Rufes und Kredits erfreuen. Notare, Rechtsanwälte, Aerzte reden uns Herr Graf und Herr Marquis an, statt kurzweg „mein Herr“ zu sagen. Der Besitz, das Recht und die Wissenschaft erweisen also dem Adel ihre Hochachtung. Doch gehen wir einen Schritt weiter. Ist es wohl jemals vorgekommen, dass die Akademie, die doch die geistige Elite repräsentiert, es unterlassen hat, einen aus unserer Mitte zu wählen, wenn sie ihre Mitgliederzahl durch die Wahl eines Schriftstellers ergänzt? Und befindet sich nicht die Finanzwelt, die doch die moderne Macht darstellt, stets auf der Jagd nach klingenden Namen, um damit die Verwaltungsräte ihrer Aktiengesellschaften auszuschmücken, wie es dereinst der Kaiser tat, um dem Senat ein hübsches Ansehen zu geben? Ehe-

^{*)} Paris, Albert Savine, 1 vol.

^{**) Paris, Jules Levy, 1 vol.}

^{*) Paris, Jules Levy, 1 vol.}

mals verbrannten wir die Juden, heute speisen wir bei ihnen, aber tributpflichtig sind sie uns geblieben. Nennen Sie mir eine einzige Spekulation, bei der nicht zwei oder drei von uns beteiligt gewesen sind!'

Herr de Saint-Lys hielt hier einen Augenblick inne, um den Effekt seiner überzeugenden Ansprache zu genießen. Er fühlte, er war im besten Zuge.

„Montmerle, ich bin kein großes Kirchenlicht, aber ich habe Verstand genug besessen, um von frühster Jugend an die Allgewalt eines klingenden Namens zu erkennen und mich dieser Macht zu bedienen. Ich fühle eine gewisse Befriedigung, Sie heute getroffen zu haben. Eines Tages, ich mochte damals in Ihrem Alter sein, hielt ich mich auch für verloren. Kein Geld, keinen Kredit, keine Beziehungen! Die Straße und der Hunger! Den Tag darauf verfügte ich über zweimalhunderttausend Franks Rente. Der Bruder meines Vaters, der uns dieses Vermögen hinterließ, hatte zwanzig Jahre vor seinem Tode ein Testament gemacht, in dem wir übergegangen waren. Er sagte Jedem, der es hören wollte, dass seine Taufpate, die er für seine natürliche Tochter hielt, zur Universalerbin seines Vermögens eingesetzt sei. Eine Stunde vor seinem Tode fällt sein Blick zufällig auf das Wappenschild derer von Saint-Lys, die Folge davon ist, dass er das alte Testament umstößt und ein neues macht. Der Titel, mein lieber guter Freund, der Titel!!“

„Der Titel,“ wiederholte der kleine Montmerle

„Wollen Sie die Fortsetzung meiner Geschichte hören? Ich richte mich zu Grunde, eine Heirat macht mich wieder reich. Meine Frau stirbt und ihr Vater ist taktlos genug, von mir die Mitgift zurückzufordern. Ich finde eine zweite Frau, um ihn auszahlen zu können, und wenn die gesetzliche Ehescheidung existierte, würde ich noch eine dritte finden, die noch reicher als die beiden anderen; ich würde das so lange fortsetzen können, so lange es überhaupt einem Marquis möglich ist, eine Frau zur Marquise zu machen. Der Titel, der Titel!! Doch warten Sie, ich kann Ihnen ja einen Fall erzählen, der sich erst letzthin zugetragen hat! Sie haben gewiss auch von der hässlichen Geschichte sprechen hören, es handelte sich um ein Aktienunternehmen, bei dem Schurken Missbrauch mit meinem Namen getrieben hatten. Ich hatte 300000 Francs zu bezahlen. Meine Frau beeilte sich, sie mir zu senden. Warum? Weil sie verhüten wollte, dass mein Name vor Gericht in schlechter Gesellschaft genannt würde. Wie ich schon sagte, der Titel! Meine Frau hasst mich . . .“

Er hielt inne. Vor seinen trunkenen Blicken erschien plötzlich das Bild seiner Frau; sie stand im Ahnensaal und wies, dem Familienwappen gegenüberstehend, auf den in seinem Blute schwimmenden Jean de Saint-Lys.

„Mein Bruder! . . . stammelte Pierre . . . Die Untersuchungskommission war damals erschienen, aber Jean

hatte auch die Lilien im Wappen angesehen und angegeben, dass er sich selbst getötet hätte.

Das verschleierte Auge Pierres leuchtete eine Sekunde lang hell auf, dann wurde es wieder stier wie zuvor. Montmerle saß jetzt einem Greise gegenüber, der seine Erinnerungen herallte. Keine Aufschneidereien, kein aristokratischer Dilettantismus mehr, nichts mehr von der Allmacht des Adelspräkats, dafür aber Erinnerungen an Kränkungen, an Demütigungen jeder Art, an quälende Gewissensbisse, kurz der ganze Schrecken einer zweifelhaften Existenz, die ihrem Ende entgegengesetzt . . .

Und Montmerle, der plötzlich ganz nüchtern geworden war, zog das Kavallerieregiment der Ehe vor.“

Meiner Meinung nach besitzen wir in den „Marquis de Saint-Lys“ ein Werk von hohem Wert, wenn es nicht in seiner Unübertrefflichkeit geradezu den besten Erzeugnissen der ganzen Gattung beigezählt werden muss. Eine rapide, äußerst bewegte Handlung, ein lebhafter, geistsprühender, manchmal etwas paradoxer Stil sind Eigenschaften, schwerwiegend genug, um es vergessen zu lassen, dass der Roman nicht gründlich genug in der Beobachtung und, was die Folge davon ist, in der Zeichnung bestimmter Charaktere allzu konventionell erscheint.

Ein unermesslicher Abstand trennt diesen Roman von der neuesten litterarischen Missetat, die Henri Rochefort in „La Mal'aria“*) verbrochen hat. Eine „Soziale Studie“ soll es, wie der Chefredakteur des *Intransigeant* pomhaft auf dem Titelblatt ankündigt, sein; aber eine Studie ist es eigentlich nur für den Leser, den etwa die Lust anwandeln sollte, zu ergründen, woher denn eigentlich der Verfasser die Berechtigung herleitet, diesen Untertitel zu wählen. Ich will die Geduld des Lesers nicht missbrauchen und verzichte daher darauf, eine Analyse der Odyssee dieses armen Mädchens zu geben, das, in den untersten Schichten der Gesellschaft geboren, in ein öffentliches Freudenhaus eingeschlossen wird und das sich plötzlich, obschon es jeder Erziehung bar ist, als ein Geschöpf mit äußerst feinem seelischen Empfinden und einem reinen keuschen Herzen, als elegante Frau und vollkommene Dame der guten Gesellschaft präsentiert. Diese Unsumme von Tugenden hindern sie jedoch ganz und gar nicht daran, mit der größten Harmlosigkeit von der Welt eine Reihe von Verbrechen zu begehen, auf denen nach dem Strafgesetzbuch die Strafe des Stranges steht, als da sind: Oeffentliche Urkundenfälschung, Unterschiebung von Dokumenten, hässliche Manipulationen, um einen anständigen Menschen, der ihr im Wege ist, „aus der Welt zu schaffen“; schließlich endet sie mit dem Ehebruch. Das Alles ist schlecht erzählt, ungeschickt gruppiert, mit einer Reihe von Figuren verbrämt, deren Charakterzeichnung total verfehlt ist; und hier und da wird die Erzählung von Reflexionen unterbrochen, die in gar keinem organischen Zusammen-

*) Paris, Librairie moderne (Maison Quantin).

hange mit der Handlung stehen. Dazu kommt noch, dass es dem Stil an jeglichem Schwung und Würde gebracht, es ist ein Stil, wie man ihn wohl in einer Zeitung mit in den Kauf nimmt, an dem man aber in einem Werk von längerer Lebensdauer Anstoß nimmt, um so mehr, wenn dieses Werk Anspruch darauf macht, eine „soziale Studie“ zu sein. Es unterliegt auch keinem Zweifel, dass Presse und Publikum sich mit dieser armen „Mal' aria“ kaum beschäftigt haben würden, wenn nicht der Name des Verfassers und die unerhörte Reklame des Verlegers das öffentliche Interesse angelockt hätten.

Edouard Cadol, ein alter Veteran des Romans, bietet uns in „Mademoiselle“^{*)} einen „Beitrag zur Charakteristik der jungen Französin, die durch geistige und seelische Eigenschaften gleich ausgezeichnet ist“. Das Buch ist einem jungen Mädchen gewidmet, „weil sie es lesen kann“. Damit hat der Verfasser klar und deutlich Charakter und Tendenz seines Werkes bezeichnet; man muss in dem Romane nichts Anderes suchen, als was Cadol hineinzulegen beliebt hat. Mademoiselle befindet sich in einer schiefen Situation, die dadurch herbeigeführt ist, dass ihre Eltern rechtskräftig geschieden sind. Diese schiefen Situation ist unangenehm, recht unangenehm für Mademoiselle, denn sie ist die Ursache, dass sich eine gute Partie, die sie in sicherer Aussicht zu haben glaubte, zu zerschlagen droht; indessen bei Herrn Cadol sind alle Menschen brav und bieder: Männlich ist gut, männlich ist von den besten Absichten beseelt und männlich ist bemüht, sein Bestes zur Lösung des Konfliktes beizutragen. Mademoiselle Eltern söhnen sich denn auch wieder aus, A. fallen sich um den Hals und Mademoiselle verheiratet sich, Mademoiselle ist glücklich. Der Leser müsste sehr anspruchsvoll genannt werden, der von Cadol noch mehr verlangen würde, aber, wenn er meinen Worten Glauben schenken will, ein Bild des Lebens, wie es wirklich ist, wird er durch derartige Romane nie und nimmer erhalten, zu diesem Ziel führt nur ein auf Erfahrung gegründetes Studium.

„Lydie“^{**) von Henry Lavedau ist auch ein Roman für junge Mädchen, aber das ist auch das Einzige, was ihm mit dem Vorgenannten gemein ist. „Ein Egoist ist Derjenige, der nicht an mich denkt“, hat X. Doudan einmal gesagt. Diese Maxime bildet für Lavedau das Grundthema seiner einfachen Erzählung, die er mit dem ganzen Reichtum seines Stiles verschwenderisch ausstattet. Lydie liebt einen armen Jüngling, während ihr Vater sie einem reichen Manne geben will. Sie widersteht so gut sie eben kann, da ihr aber ihr Vater rund heraus erklärt, dass er das Vermögen seines zukünftigen Schwiegersohnes schlechterdings nicht entbehren kann, um seinem drohenden Ruin vorzubeugen, ist sie naturgemäß ge-}

zwungen, zu resignieren. Man sieht, die Handlung an sich ist von gar keinem Belang, das erklärt sich dadurch, dass der Roman ursprünglich für die „Illustration“ geschrieben war, einem Journal, das an Prüderie den „Familienblättern“ Deutschlands nichts nachgiebt. Man darf also folgerichtig Lavedau nicht nach dieser Novelle, die ihm Schranken auferlegte und die ihm nicht erlaubte, sein ganzes Können zu entfalten, beurteilen, das zeigen uns klar und deutlich die beiden Novellen „Poule“ und „Il est l'heure“, die mit der oben genannten in dem Bande vereinigt sind und die in gewisser Hinsicht „Lydie“ weit übertragen. Dann zeigte sich auch Lavedau, der heute noch im jugendlichen Alter steht, bereits in seinem ersten Buche als ein Schriftsteller von unleugbarem Verdienst, der die auf ihn gesetzten Erwartungen zweifellos in naher Zukunft voll und ganz rechtfertigen wird. Ich warte deshalb auch das Erscheinen seines neuen, bereits angekündigten Romanes ab und werde dann ausführlich auf ihn zurückkommen; für heute begnüge ich mich damit, alle die Leser, denen mit einem gut abgefassten, vollausgetragenen und brillant geschriebenen Werk gedient ist, auf Lavedau aufmerksam zu machen.

Im vollständigen Gegensatz zu dem eben besprochenen Buche steht der Roman, den G. Augustin-Thierry jüngstthin unter dem Titel „Marfa“^{*)} erscheinen ließ. Hier zeigt sich uns ein voll ausgereifter Geist, verbunden mit einer Sicherheit der Gestaltung, die auf eine tiefe Bildung und ein ernstes Studium schließen lässt. Marfa ist die Wittwe eines alten russischen Fürsten, Namens Iwan Volkine, der seine Mußestunden der Wissenschaft und dem Nihilismus widmete. Der Greis hatte sich viel mit dem Hypnotismus beschäftigt und hielt sich selbst im Besitz einer geheimnisvollen Macht über einen jungen Mann aus seiner Bekanntschaft, Lucien de Hurcourt, einen frischgebackenen Adeligen und Sohn eines kleinen französischen Friedensrichters. Dieser Lucien ist der Liebhaber Marfas; eine Fahrt in den Steppen Chersons bietet ihm die günstige Gelegenheit, sich des Fürsten zu entledigen, er ergreift den Greis und wirft ihn den den Schlitten verfolgenden Wölfen vor. Aber der Fürst hat Luciens teuflischen Plan vorher erraten; bevor er stürzt ruft er diesem noch die Worte zu: „Du irrst, Du wirst Marfa nicht heiraten, denn am Hochzeitsmorgen wirst Du selbst den Richtern Deines Landes Deine Schuld bekennen. So ist mein Wille!“ Und so geschieht es auch. Als der Tag gekommen, wo er mit Marfa vor den Altar treten soll, einige Minuten vor der Trauung, erzählt er seinen Trauzeugen alle Einzelheiten des Verbrechens. Und er und seine Braut entgehen dem rächenden Arm der Gerechtigkeit nur dadurch, dass sie Gift nehmen. Mit den gewöhnlichen Erzeugnissen der Gattung hat der Roman, wie man sieht, wenig gemein. Der Hypnotismus ist eine Frage, die im

^{*)} Paris, Librairie moderne (Maison Quantin).

^{**) Paris, Librairie moderne (Maison Quantin).}

^{*)} Paris, Librairie académique (Perrin et Cie).

Augenblick erschrecklich aktuell geworden ist und das Buch Augustin-Thierrys wird um so mehr Interesse erregen, als es auch litterarisch eine bedeutende Leistung ist. Der Stil, in dem das Buch geschrieben, ist der Handlung entsprechend in einem düsteren Ton gehalten, der Ausdruck zeigt gedrängte Kürze, die Szenerie ist ansprechend gezeichnet und die Charaktere sind logisch entwickelt und mit einigen Strichen scharf umrissen. Was nun die Frage der Willensübertragung anbelangt, so hat sich der Autor wohl gehütet, endgültig über eine Sache abzuurteilen, die in ihren Ursachen und Wirkungen noch so dunkel und unergründet ist, er ist besorgt einer Beantwortung aus dem Wege zu gehen und stellt den Leser vor die Eventualität: Entweder hat Lucien dem Hypnotismus gehorcht, oder aber er ist einfach das Opfer einer Halluzination geworden, einer momentanen Sinnesstörung, die auf geistiger Vererbung beruht. Wie dem aber auch sein mag, „Marfa“ ist ein Roman von höchstem Reiz, dem ein Ehrenplatz unter den Werken der zeitgenössischen Litteratur zusteht.

Die Ziele, die Theuriet in „L’Affaire Froideville“(*), dem neuesten Romane, den er veröffentlichte, verfolgt, sind weniger hoch. Theuriet fühlt sich auf dem Lande wohl, er liebt das ruhige Leben der Provinz oder den bescheidenen Kreis des Bürgertums. Aber in diesem engbegrenzten Raum kann er sich auch auf sich und seine Helden verlassen; hier kennt er sich ganz und gar aus und jeder Schritt, den er tut, zeugt von unbedingter Sicherheit. Dank seinem Talent hat er es denn auch verstanden uns ein liebenswürdiges Idyll in einer Welt hinzuzaubern, die an sich wenig Idyllisches hat: den geheimen Aufbewahrungsraum für alte, vergilzte Papiere in einem Ministerium. Und doch giebt es nichts Frischeres als diese Geschichte, und ich würde mir ein Verbrechen daraus machen, sie durch ein Eingehen auf Einzelheiten zu entblättern. Der ganze Reiz liegt hier in der Art und Weise, wie die Dinge erzählt sind, in der natürlichen Art des Denkens und Empfindens, und wer vermöchte wohl besser als Theuriet selbst das wiederzugeben, was Theuriet geschaffen?

Paris.

Louis de Hessem.



Blicke in das Geistesleben der heutigen Polen.

Von Heinrich Nitschmann.

In der Reihe Derjenigen, welche in jüngster Zeit aus einem tätigen, zum Teil bewegten Leben abberufen wurden, gedenken wir zuerst Joseph Ignaz Kraszewskis. Dieser fruchtbarste, vielseitigste und populärste aller polnischen Schriftsteller, der Lope de Vega für den Roman unseres Jahrhunderts, zu-

*) Bibliothèque Charpentier.

gleich wissenschaftlich und poetisch höchst produktiv, verschied am 19. März dieses Jahres, 74 Jahre alt, zu Genf, wohin er, bereits sehr leidend, von dem durch ein Erdbeben heimgesuchten San Remo geflüchtet war. Ein Haus im Kanton Waadt, wegen dessen Ankauf er kurz vor seinem Ende unterhandelte, sollte fortan sein Wohnsitz werden. Was er noch an seinem Lebensabende gegen Deutschland unternommen hatte, war durch Buße gesühnt. Alles deckt nun das Grab. Eins aber wird nie vergessen werden: Kraszewski hat viel, wie kein Anderer, für Polens geistige Entwicklung getan, und mit ihm ist ein großer Mann dahingeschieden. Sein letztes, in San Remo entstandenes historisches Werk „Eine Märtyrerin auf dem Throne“ 1887, ist ein Lebensbild Maria Leszczyńska, der Gemahlin Ludwigs XV. In einer Denkschrift (1887) verzeichnete der bedeutende Bibliograph K. Estreicher Kraszewskis sämtliche Werke alphabetisch und chronologisch. Ein anderer Stern ersten Ranges, der einst als Lyriker in der ukrainischen Dichterschule glänzende Bohdan Zaleski, war ihm vor Jahresfrist vorangegangen. Mickiewicz, mit dem er zuerst in Paris zusammentraf, nannte ihn den größten aller slawischen Dichter. Beide warfen, nachdem sie ihre geistige Freiheit bedingungslos dem in seinen bewegenden Tendenzen noch immer nicht ganz aufgehellten Towiańskischen Mystizismus geopfert hatten, die Leier als ein eiteles Spiel bei Seite. Eine der bedeutsamsten, ziemlich vergessenen Produktionen Zaleskis war übrigens die Uebersetzung serbischer Volkslieder, die mit einer kulturhistorisch wertvollen Einleitung 1855 in Petersburg erschien. Im Januar 1886 gab sich ein anderer Dichter der Ukraine, Michael Czajkowski, mit eigener Hand den Tod. Blieb Zaleski als Kosakophile trotz eines oft in Träumereien verschwimmenden Pathos immer der edle, hochfliegende Dichtergeist, so wurde die Manier, ein zu Polens Wiederaufbau bestimmtes, obwohl gar nicht existierendes politisches Kosakentum zu glorifizieren, bei Czajkowski fast zur Travestie, zu einer grellen Münchhausiade des ci-devant Sadyk-Pascha und Chefs der türkischen Kosakenpulke. Auf die eingehende Würdigung der drei Vorgenannten in meiner „Geschichte der polnischen Litteratur“ hinweisend, erwähne ich hier nur Czajkowskis zuletzt erschienener „Legenden“, deren Titel dem wenig der Wirklichkeit entsprechenden Inhalt durchaus angemessen erscheint. Er erzählt darin unter Anderem mit szientifischem Ernst, Moltke habe, um die preußische Kavallerie zu verbessern, Eliten aus allen Regimentern als „Ulanen“ vereinigt und lediglich mit den unschönen aber dauerhaften Kosakenpferden beritten gemacht, denen Preußen somit seine Siege in Frankreich verdanke!

Die einst durch Malczeski, Zaleski, Czajkowski unter Andere angefachte, heute eine Zeitlang neu entflammte Kosakophilie entbehrt jeder historischen Berechtigung. Wenn schon die Kosaken hin und

wieder gegen die Tataren gute Dienste leisteten, waren sie doch stets, ähnlich den Condottieri Italiens, gleich bereit, für Freund oder Feind ihre Rosse zu zäumen, je nachdem reichere Beute in Aussicht stand. Mit Raub und Brand suchten ihre aus allerlei Gesindel rekrutierten Flibustierschaaren die Güter der polnischen Edelleute heim, und ihre verheerenden Einfälle in die Grenzländer erweckten der polnischen Republik manche Feinde. Die „Hofkosaken“, zu welchen der ukrainische Adel unseres Jahrhunderts seine Bedienten oder Bauern umzuformen liebte, waren so wenig kriegerisch-romantisch angelegt, wie einst die Kammerhusaren unserer Duodez-Serenissimi.

Im Dezember 1886 starb, 60 Jahre alt, Valerius Kalinka. Er war erst, nachdem er sich bereits als Publizist und Historiker einen Namen erworben hatte, in den geistlichen Stand getreten. Sein Hauptwerk „Der vierjährige Reichstag“, an dem er bis zu seinem Tode arbeitete, blieb zwar unvollendet, es reicht indes bis zum April 1791, mithin bis in die letzten, der Auflösung jener Körperschaft vorhergehenden Tage. Seine Biographie des Generals Chlapowski, 1885, kommt einer Apologie sehr nahe, verrät aber die Meisterhand. Der im biographischen Fach durch seine kritische Befähigung bemerkenswerte Klemenz Kantecki starb am 14. Oktober 1885 im Alter von 34 Jahren. Endlich raffte der Tod am 3. August 1886 Johann Lam hinweg, einen an die besseren englischen Humoristen erinnernden Galizier von mancherlei Wissen und witzsprühender Dialektik, gutmütig aber leichtsinnig, der besonders durch seine sarkastische Sonntags-Chronik seit Jahren in Aller Munde war. Er wünschte sich einst im Scherz folgende Grabschrift:

„Ci-gît — l'homme qui rit! Ou plutôt: Jei dort — l'homme qui rit quoique mort.“

In dem 1885 verstorbenen Anton Zaleski verlor die bildende Kunst einen namhaften Vertreter; zu Warschau 1825 geboren, in Wien und Florenz gebildet, wurde er durch seine Illustrationen zu „Pasek“, Malczeski „Maria“, zu Mickiewicz und Lenartowicz berühmt.

In der wissenschaftlichen Sphäre zeichnet sich das historische Fach durch eine im öffentlichen Wettkampf fortschreitende Regsamkeit aus. Ragen doch über den schmerzhaften Konflikt zwischen großen Volkserinnerungen und einer verdüsterten Gegenwart die Denkmäler früherer Jahrhunderte wie eine erhabene Elegie in diese hinein. Wenn auch im Laufe des verflossenen Jahres die politische Geschichte Polens — zum Teil in Folge der Kraftabsorbierung durch die periodische Presse — in keinem größeren Werke von Bedeutung behandelt wurde, so ist doch durch die Rechenschaftsberichte gelehrter Gesellschaften und durch Herausgabe wichtiger Quellen wieder mancher Stein zu weiterem Ausbau herbeigetragen worden.

Franz Rekosiński veröffentlichte „Rechte und Privilegien Krakaus von 1507 bis 1795“ und einen „Diplomatischen Kodex Kleinpolens (1153—1333)“. Xaver Liske ließ den elften Band seiner „Grod- und Landgerichtsakten“ erscheinen. Der durch seinen nun in den zehnten Jahrgang getretenen, für die Kenntnis der polnischen Gesamtlitteratur unschätzbar, „Bibliographischen Wegweiser“, sowie durch andere wertvolle Arbeiten hochverdiente Władysław Wiśłocki gab 1886 aus einem handschriftlichen Kodex der Jagiellonischen Bibliothek ein „Liber diligentiarum facultatis artisticae Universitatis Cracoviensis, pars I“ heraus. Friedrich Wilhelm Altmann publizierte 1887 „Zwei Stammatafeln des Koniecpolskischen Geschlechts“, wozu er mit eisigem Forscherfleiß das in Bibliotheken und Archiven zerstreute Material scharfsinnig sichtete und ordnete.

In die Epoche von 1787—1791 fällt die noch heute sehr verschieden beurteilte politische Tätigkeit Hugo Kollontajs, welcher, nachdem er als Geistlicher und Pädagog eine reiche Wirksamkeit entfaltet hatte, auf dem konstituierenden Reichstage als Vizekanzler an der Verfassung vom 3. Mai im französisch-jakobinischen Sinne mitarbeitete. Seine Parteigenossen pflegten sich zur Vorberatung in seinem Hause zu versammeln, und dieses wurde von den Gegnern „Kollontajs Schmiede“ genannt. Diesen Titel nun trägt eine von Władysław Smoleński (1885) auf zeitgenössische Schriften und Pamphlete basierte interessante Charakterzeichnung dieses fortschrittlichen Reformators und seiner, der Mehrzahl nach gleich ihm dem geistlichen Stande angehörenden Freunde. Kasimir Jarochowski geleitet uns in dem Buche „Aus sächsischen Zeiten“, 1886, mit künstlerischem Geschick durch den Zeitabschnitt vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis 1734. In dieses Jahr fällt die Belagerung von Danzig, wohin der 1733 wiedergewählte Stanisław Leszczyński, dieser edelmütige aber nervenschwache und energielose Schattenkönig geflüchtet war. Die Belagerung mit ihren Schrecken erinnert an die von Zaragoza 1809, alle Einwohner wurden zu Kriegern und Helden, und es gereicht ihnen zur Ehre, dass sie für den sich ihnen anvertrauenden König mit Ausdauer Alles aufs Spiel setzten. Dieser lag, während Danzigs Bürger im blutigen Kampfe mit den Russen stritten und die Bomben zerstörend in die Stadt schlugen, in seinem Gemach betend auf den Knien. Die Uebermacht siegte zuletzt, Leszczyński entkam glücklich aus der Stadt, welche dann unter sehr harten Bedingungen kapitulierte und August III. anerkannte. Polen, bemerkte Jarochowski, hatte leider nichts für den König seiner Wahl getan und diese Gelegenheit, sich eine selbständige Stellung zu sichern, vorübergehen lassen.

Zu einer „Geschichte der Reformation in Polen“, Band II, 1886, hat Julius Bukowski sorgfältig alte

Quellen studiert, er beherrscht seinen Gegenstand mit großer Einsicht, bleibt indes dem guten Vorsatze der Unparteilichkeit keineswegs treu. Der Verfasser einer umfangreichen preisgekrönten Geschichte der „Zehnten der polnischen Kirche“, 1887, Witold Bartoszewicz, tritt in einem Buche über „Das Duell etc.“ als begeisterter Lobredner dieses bei allem Utilitarismus der Jetzzeit immer noch mehr oder weniger notwendigen idealisierten Mordes auf und lehrt uns mit peinlicher Genauigkeit die Vorgänge bei verschiedenen solcher Ehrenhändel kennen. Die katechetische Einkleidung wählte E. S. Świeżawski zu seinen „Gesprächen über Geschichte“, 1886. Abgesehen von einer oft einseitigen Auffassung tut die Polyzetese mit ihren unmotivierten Unterbrechungen der Würde des übrigens von historischem Sinn zeugenden Werkes Eintrag. Kurze Kapiteltitel in Macaulays Weise wären hier vorzuziehen gewesen. In der, 1886 in zweiter Auflage erschienenen leicht fasslichen und anziehenden „Geschichte der alten Zeit“ von Thaddäus Korzon handelte es sich weniger um das Was als um das Wie, das heißt die Form, in welcher längst Feststehendes der lernenden Jngend vorzutragen ist; es waren jedoch auch die Ergebnisse der neuesten Forschungen zu berücksichtigen. Korzon hat dazu gute Studien gemacht. Von seiner „Inneren Geschichte Polens unter Stanislaw August“ wurde 1886 der vierte und letzte Band ausgegeben, welcher die Ereignisse von 1764 bis 1794 zum Inhalt hat; zu gegeben ist eine Beschreibung der Schlacht bei Maciejowice.

Ehemalige Schüler des bedeutenden Geschichtsforschers Xaver Liske in Lemberg, großenteils selbst bereits Dozenten und Doktoren, traten dort 1886 zu einer „Historischen Gesellschaft“ zusammen, Liske wurde zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt und eine „Historische Vierteljahrsschrift“ mit Abhandlungen und kritischen Beurteilungen gegründet, von der 1887 bereits zwei Hefte erschienen sind. Der Lemberger Verein von Lehrern höherer Schulen besitzt in der Monatsschrift „Das Museum“ ein Organ, welches pädagogisch-didaktische Dissertationen, Schulangelegenheiten, insoweit sie den Landtag beschäftigten, Schulbücher und Gymnasialprogramme bespricht und Protokolle des Landesschulrats, Personalia etc. mitteilt. In Galizien erfreuen sich die höheren und mittleren Schulen schon seit längerer Zeit zahlreicher Stipendien und größerer Fürsorge als die eigentlichen Volksschulen, für die Bildung der niederen Klassen geschah nur wenig. In den letzten Jahren hat sich indes ein, wenn auch noch geringer Umschwung zum Bessern angebahnt, und die Zahl der guten Bücher und periodischen Schriften für das Volk in polnischer und ruthenischer Sprache ist im Wachsen begriffen.

In der Blütezeit der Wilnaer Universität hatte sich unter den Zöglingen derselben eine Gemeinschaft gebildet, welche sich durch Fleiß, Reinheit der Sitten

und Enthaltsamkeit auszeichnete. Thomas Zan, Mickiewicz und viele andere später zu reicher Entfaltung gelangte Geister gehörten dieser Verbindung der „Philareten“ an. Heute nun hat sich dieser Jugendbund an der Krakauer Universität erneuert, und das neunzig Bogen starke „Philaretische Jahrbuch“, 1886, zeugt von ernstem wissenschaftlichem Streben. Der Verein ist entschlossen, allen Anfeindungen gegenüber, gemäß dem Ausspruch der Antigone: *Οὐτοι συνέχειν ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔγνων*, Hass durch Liebe zu bekämpfen. Das Buch enthält viele Erstlinge wissenschaftlicher und poetischer Produktion, in deren manchen eine recht versprechende Begabung zu Tage tritt. Mehrere Artikel sind auch in Separatabdrücken erschienen — eine besonders in Galizien beliebte Art der Büchererzeugung.

Eine neue Litteraturgattung ist in dem encyclopädischen Kalender „Ruch“, 1887, kreiert worden. Herausgegeben von der im liberalen Sinne geschickt geleiteten Warschauer „Wöchentlichen Umschau“, bietet der Kalender alphabetisch geordnet eine Fülle politischen, kirchlichen, pädagogischen, biographischen, medizinischen, juristischen und merkantilen Stoffes; das Vorwort verheißt für das kommende Jahr noch eine größere Vollständigkeit. Das Streben, verdiente Männer dem Bewusstsein des Volkes wieder nahe zu bringen, tritt in Litteratur und Tagespresse mehr und mehr hervor. Viele Federn setzte zunächst die Säkularfeier von Stephan Batorys Tode in Bewegung. In der sich stets auf gleicher Höhe erhaltenden Plebańskiischen „Warschauer Bibliothek“ teilte Theophil Ziemba neu ermittelte Fakta aus Mickiewicz' Reisen in Italien, Deutschland etc. mit. Diese Zeitschrift hat jüngst einen Preis für die beste „Geschichte der polnischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts“ ausgeschrieben; es steht zu hoffen, dass die Preisrichter sich einen freien Blick über die Schranken religiöser Parteiung hinweg bewahren werden. Im Petersburger „Kraj“, einer gediegenen und vielseitigen, von Erasmus Pilz redigierten polnischen Wochenschrift, weist Joseph Tretiak den Einfluss Trembeckis auf den Stil, die kräftige und plastische Diktion Mickiewicz' nach. Die nämliche Zeitung brachte eine interessante Episode „Adam und Bohdan“ (Mickiewicz und Zaleski). Auch ein Artikel der konservativen, mit Umsicht und Würde von J. Mycielski geleiteten Krakauer „Polnischen Revue“ stellt Mickiewicz seinem Vorgänger Trembecki gegenüber. Auf den allmählich zu einer Bibliothek angewachsenen Monographien über den Dichterheroen, sowie auf eigenen Forschungen fußend, schuf Peter Chmielowski sein umfassendes Lebensbild „Adam Mickiewicz“, 1886.

Das Konterfei, welches Trzycieski († 1584) und Wereszczyński († 1599) von dem ihnen persönlich bekannten Rej von Nagłowice hinterlassen haben, ist durch neuere Untersuchungen wesentlich modifiziert worden: wir lernen diesen Patriarchen der national-polnischen Litteratur nicht bloß als einen in die

Welt hineinlebenden Phago, sondern auch als tüchtigen Staatsbürger und Reichstagsabgeordneten kennen. Viktor Czajewski veröffentlichte 1885 einen umgearbeiteten Teil seines früheren hierauf bezüglichen Werkes. Von dem Leben und Wirken Grillparzers, dieses nachklassischen Dichtermärtyrers, entwarf Albert Zipper ein abgerundetes, von eingehendem Studium zeugendes Bild (Lemberg 1886).

Bedeutende Zeitschriften, deren Namhaftmachung hier zu weit führen würde, füllen sich mehr und mehr mit Artikeln, welche geeignet sind, Kenntnisse zu verbreiten. Stellen nun zwar die politischen Verschiedenheiten und andere Gegensätze dem fortschreitenden Bildungsprozess manche Hindernisse entgegen, so wehrt doch das ernste und vielseitige Streben hervorragender Talente dem Verfall. Es ist wahr, die polnische Litteratur nimmt viele wissenschaftliche, namentlich philosophische Werke des Auslandes durch Uebersetzungen in sich auf, wie Lewes „Geschichte der Philosophie“ (1887), Wundts „Logik und psychologische Studien“, des Neu-Kantianers Albert Lange „Geschichte des Materialismus“, aber man darf nicht übersehen, dass polnische Gelehrte mehrfach auch an deutschen, französischen und russischen Spezialwerken und Zeitschriften mitarbeiten. Von M. Straszewskis „Geschichte der Philosophie im Umrisse“ wurde soeben die erste Lieferung ausgegeben. Heinrich Struve in Warschau, einer der namhaftesten Vertreter des idealen Realismus, entwickelt im ersten Teil seiner „Aesthetik der Farben“, 1886, den Schönheitsbegriff, im zweiten die Physik und Physiologie derselben. Der Autor teilt, abweichend von den heutigen Physikern, die Hauptfarben in fundamentale (rot, gelb, blau) und in gemischte oder abgeleitete (orange, grün, violett). In der Broschüre „Die Bekennnislosigkeit“, 1886, entwirft Dębicki zunächst ein allgemeines Bild von dem Stande der modernen Naturphilosophie, welche nicht gegen einzelne religiöse Dogmen, sondern gegen die Gottes- und Unsterblichkeits-Idee ankämpft. Er weist dann nach, dass gerade die Fahnenträger des Materialismus: Häckel (Luftschlösser!), Herbert Spencer (Vernunft ein Vorrat!), James Sully (de omnibus dubitandum!) Du Bois Reymond (ignoramus, ignorabimus!) und der schließlich bekehrte Stuart Mill mehr oder weniger nur vorgeben, an die eigene Unfehlbarkeit zu glauben. Viel Wahres liegt zwar in Dębickis Deduktionen, welche auf eine Verherrlichung der Kirche hinzielen; aber in Ausdrücken wie „freimaurerisch-jüdisch-materialistische Phantasien“ und ähnlichen spricht sich doch die Hinneigung zu einer mehr einseitigen Polemik aus. Der Professor der Rechtsphilosophie und des Völkerrechts Franz Kasperek in Krakau vermehrte 1885 die Reihe seiner gehaltvollen Schriften durch eine Dissertation über „Die Vertretung der Minorität in den Volksrepräsentationen“ und durch die Broschüre „Vom Staatsrate und seiner Bedeutung in der konstitutionellen Mon-

archie“, in welcher sich viele von tiefgehendster Kenntnis zeugende Bemerkungen über Organisation, Machtsphäre und Aufgaben des Staatsrats in den verschiedenen europäischen Ländern nebst Vorschlägen zu Verbesserungen finden.

Wie immer leuchtet die Krakauer Akademie der Wissenschaften auf den Pfaden der Forschung voran. In den fortlaufend von ihr herausgegebenen, leider in Polen zu wenig verbreiteten Abhandlungen und Sitzungsberichten begegnen wir wertvollen Spezialarbeiten, so in den letzterschienenen Bänden, welche Mathematik, Naturkunde, Physiographie und historisch-philosophische Wissenschaften umfassen. In der letzten Abteilung treten die linguistischen Untersuchungen, besonders über die verschiedenen polnischen Mundarten, in den Vordergrund. Johann Łoś schrieb über den Opocznoer Dialekt, Johann Hanusz über das Litausch-slawische im Verhältnis zur indoeuropäischen Ursprache. Dieser Gelehrte unterwirft in seiner „Revue der neuesten linguistischen Arbeiten“ deutsche Werke wie „Curtius kritische Ausführungen“, Techmers Zeitschrift, Biskupskis kassubische Dialektologie etc. einer sachgemäßen Beurteilung. Außerdem Letztgenannten hat auch Poblicki durch sein Lexikon des Kassubischen diese im Danziger Landbezirk gebräuchliche Sprachabart wissenschaftlich zu fixieren gesucht. Unter Hanusz' 1886 und 1887 erschienenen Schriften beanspruchen noch seine Beleuchtungen der Sprache der polnischen Armenier Interesse. Asiatische Armenier flohen im vierzehnten Jahrhundert vor dem Schwerte der Moslemin nach Ruthenien, wo sie vor Ausbreitung der Juden in Polen das Handesmonopol besaßen. Noch jetzt finden sich Nachkommen derselben in Podolien und Galizien. Einen Beitrag zur Sprachgeschichte lieferte der bewährte Philologe Nehring in seinen „Altpolnischen Sprachdenkmälern“, 1887. Als Autorität in der anthropologischen Kulturlehre vollendete Oskar Kolberg 1886 die neunzehnte Serie des Riesenwerks „Das Volk und seine Sitten, Lebensweise, Sprache, Ueberlieferungen, Musik, Tänze etc.“

Das ehemalige Masovien ist der Hanptsitz des niederen polnischen Adels, der zwar aus alten Geschlechtern stammt und einst fast die ganze masovische Geistlichkeit, Advokaten und Professoren aus seiner Mitte hervorgehen sah, aber durch Familienteilungen und frühere Misswirtschaft allmählig so heruntergekommen war, dass ihm kaum eine Erinnerung an seine Privilegien und Wappen blieb. In einer ethnographisch-sozialen Studie über den „Kleinen Adel im Königreich Polen“, 1886, führt Władysław Smoleński den Nachweis, dass heute aus den einsichtsvollen Schichten dieses Standes heraus entschiedene Versuche zur materiellen und geistigen Hebung gemacht werden. — Die Landeskunde wird durch das „Geographische Lexikon des Königreichs Polen und der anderen slawischen Länder“, welches jetzt bis zum 87. Heft (Pińczów-Plathe) gediehen ist, außerordent-

lich gefördert. Aber auch die weite Ferne findet in Original-Reiseberichten etc. mehr Berücksichtigung als bisher. Der in Deutschland vielgeschmähte Rogoziński beschrieb seine von Havre angetretene Seefahrt längs der Küste von Westafrika 1882—83 behufs Anlegung einer Station auf der Insel Mandoleh. Ein Bericht über seine Binnenexpedition durch das gelobte Land Kamerun soll nachfolgen. Unterhaltende Wanderbilder in engem Rahmen liegen uns in Stanisław Belzas „Jenseits der Apenninen“, 1886, vor. Belza, der seine Bekanntschaft mit den Zuständen der ausonischen Halbinsel gleichzeitig durch eine „Vergleichung des neuen italienischen Konkursgesetzes mit dem noch im Königreich Polen gültigen französischen Handelskodex von 1807“ betätigt hat, stattete seine vorerwähnten Reiseskizzen mit treffenden Reflexionen im Geiste Yoricks aus. Bei Wien besucht er den Kahlenberg und findet dort statt eines Marmormonuments Sobieskis nur eine unscheinbare, des Polenhelden kurz gedenkende Tafel in der Kirche. Im Pantheon zu Rom erregt es sein Staunen, dass dort „il Re galantuomo“ beigesetzt ist. Neapel, Capris blaues Wunder, Pompeji, dieser „ungeheure Kirchhof“, werden aufgesucht und dann „der Schritt vom Opfer zum Henker“, dem Vesuv, unternommen. Joseph Siemiradzkis Erinnerungen an seine Reise nach dem südlichen Ecuador: „Von Warschau zum Aequator“, 1886, stellen sich zwar nicht als Resultate tiefgehender Forschung dar, aber sie gewähren durch ihre Mannigfaltigkeit und eine fließende, wenn auch mehr feuilletonistische Vortragsweise, zumal in dem Martinique gewidmeten Abschnitt, eine anregende Lektüre.

(Schluss folgt.)



Eine philologische Antikritik.

Von C. Abel.

Dem von mir gefundenen prinzipiellen Auftreten entgegengesetzter Bedeutungen in demselben Wort widmete der eben verstorbenen Professor Pott eine Schrift, welche Herr Professor Erman in der „Deutschen Litteratur-Zeitung“ kürzlich angezeigt hat.

Herrn Professor Ermans Anzeige verwarf meine ägyptischen Etymologien summarisch und stellte Professor Pott als irregeleitet dar. Begründet wurde diese Doppelkritik mit der Aeußerung, dass das Aegyptische, wären die ihm von mir entnommenen Belege richtig, eine „wahrhaft ungeheuerliche Sprache sein würde“. Andere Gründe und Details wurden außer der Angabe, dass der oberwähnte Gegensinn „scheinbar“ sei, und dass die von mir angeführten Hieroglyphenworte „der trüben Quelle der heutigen ägyptischen Wörterbücher entnommen wären, welche ebenso viel Falsches wie Richtiges enthielten“, keine gegeben.

Um im Interesse der ägyptischen Etymologie diese Aussprüche durch eine sachliche Diskussion zu ersetzen, unternahm ich, die in Betracht kommenden, von Herrn Professor Erman unberührten Fragen in der folgenden Entgegnung zu präzisieren:

„Sechs Fragen an Herrn Professor A. Erman.

1. Wie vieler und welcher hieroglyphischen und koptischen Worte Uebersetzung wird bestritten in dem „Mannigfaltiger Lautwuchs aus derselben Wurzel“ überschriebenen Kapitel meiner „Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch“ (S. 298—321), einem Kapitel, welches, die wesentlichen Ergebnisse meiner ägyptischen Etymologie exemplifizierend, eine sachlich ziemlich umfassende und verhältnismäßig kurze Uebersicht des Ganzen bietet?

2. Wie viele und welche Lautwechsel in der genannten Uebersicht werden bestritten?

3. Wird der Lautwuchs in der genannten Uebersicht bestritten? In wie vielen und welchen Fällen?

4. Wird der Gegenlaut in der genannten Uebersicht bestritten? In wie vielen und welchen Fällen?

5. Wird der Gegensinn in der genannten Uebersicht bestritten? In wie vielen und welchen Fällen?

6. Wird die Ableitung und Verbindung von Bedeutungen in der genannten Uebersicht bestritten? In wie vielen und welchen Fällen?

Eine Fachzeitschrift, welcher ich diese Entgegnung zusendete, glaubte sie nicht veröffentlichen zu sollen, weil „die Deutsche Litteratur-Zeitung moralisch verpflichtet sei, dieselbe aufzunehmen“.

Die Entgegnung ging darauf am 30. Juni an die „Deutsche Litteratur-Zeitung“. Antwortlich empfing ich am 4. Juli von ihrem Herausgeber Herrn Dr. A. Fresenius das folgende Schreiben:

„Ew. Hochwohlgeboren

bedauere ich auf Ihr geschätztes Schreiben vom 30. Juni erwidern zu müssen, dass ich nicht in der Lage bin die mir übersendeten „Sechs Fragen an Herrn Professor A. Erman“ in die „Deutsche Litteratur-Zeitung“ aufzunehmen, weil ich mich dadurch mit dem bereits in Nr. 7 des Jahrgangs 1881 durch öffentliche Erklärung festgestellten Grundsatz der „Deutschen Litteratur-Zeitung“ in Widerspruch setzen würde, Entgegnungen nur dann aufzunehmen, wenn dieselben tatsächliche Berichtigungen in knappster Form enthalten.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. August Fresenius.“

Auf dieses Schreiben ist die Erwiderung, dass tatsächliche Berichtigungen sich nur gegen tatsächliche Anführungen richten lassen. Um diese tatsächlichen Anführungen anstatt der beliebten, von Gründen ununterstützten summarischen Verwerfung zu erlangen, hatte ich Herrn Dr. Fresenius meine „Sechs Fragen an Herrn Prof. Erman“ überreicht; sie ablehnen weil sie nichts Tatsächliches enthalten, heißt

die Unterlassung, welche Herrn Professor Erman's Anzeige innewohnt, der Aufforderung, diese Unterlassung gutzumachen, zuschreiben.

Nachdem die von mir angeregte eingehende Erörterung an Stelle des Angriffs somit unmöglich geworden ist, erübrigt es den äußerlichen Sachverhalt in einigen Worten darzulegen.

Die heutigen hieroglyphischen Wörterbücher sollen soviel Falsches wie Wahres enthalten und Studien, die auf sie gegründet sind, wertlos machen. Ich darf es den Verfassern dieser Wörterbücher und Glossarien, resp. ihren geistigen und litterarischen Erben, ich darf es den Uebersetzern der Texte, den Archäologen und Geschichtsschreibern überlassen, sich mit Herrn Professor Erman über die ganze Tragweite seiner die gesammte Aegyptologie angreifenden Behauptung auseinanderzusetzen. Hier genügt die Tatsache, dass während Herr Professor Erman, der die Hälfte aller lexikographischen Arbeiten streicht, keine eigenen lexikographischen Bücher veröffentlicht und in dem einzigen, die Hieroglyphik betreffenden Buch, welches seinen Namen trägt, keine neuen Uebersetzungen vorgeschlagen hat, das gesammte Textlesen (das seinige eingeschlossen) seit längerer Zeit wesentlich auf die Wörterbücher, Glossarien und Versionen von Bunsen-Birch, Goodwin, Chabas, Maspero, Révillout, Pleyte, Wiedemann, Lincke, Dümichen, Pierret u. a., besonders aber auf die zahlreichen bedeutenden Schriften Brugsch's gegründet ist, deren hohes Verdienst durch seine Nachfolger nicht gemindert, wenn auch ihr Inhalt teilweis durch den natürlichen Fortschritt der Entzifferung affiziert wird.

Soweit über die halbe Vernichtung der hieroglyphischen Wörterbücher, Glossarien und Versionen durch Herrn Professor Erman. Indessen es giebt allerdings zweifelhafte Worte und ich soll sie, nach Herrn Professor Erman, zahlreich genug gebraucht haben, um dadurch den Wert meiner Etymologien hinfällig zu machen. Antwortlich habe ich es zunächst zu rügen, dass Herr Professor Erman diese Aeußerung zu tun vermochte, ohne den Leser davon zu unterrichten, dass ich von der Existenz dieser zweifelhaften Worte und dem Grade, in welchem sie die ägyptische Etymologie beeinflussen, sowohl in meiner „Einleitung“ u. s. w., als in der „Berliner Philologischen Wochenschrift“ 1887 Nr. 23 gehandelt, und damit seine Einwürfe vorweg entkräftet habe, es sei denn, dass er meine Tatsachen entkräften will und kann. Sodann habe ich Herrn Professor Erman den in gedachter Rüge enthaltenen ernsten Vorwurf noch schwerer zu wiederholen, weil er verschwiegen hat, dass die größere Hälfte aller von mir etymologisierten Worte überhaupt nicht hieroglyphische, sondern koptische d. h. völlig bedeutungssichere sind, und dass ich auch mit ihnen allein meine Laut- und Sinngesetze begründen zu können behauptet habe. Zum dritten möge der Leser, da meine eigenen sechs Detailfragen an Herrn Professor Erman nicht zur Beantwortung gelangten, die

mir von ihm zugeschriebene Verwendung zahlreicher irriger Hieroglyphenworte und demgemäß Aufstellung unrichtiger Theorien an Aeußerungen messen, die ein berühmter älterer Meister des Fachs kürzlich über denselben Gegenstand getan. In einer Anzeige meiner „Einleitung“ sagte neulich Herr Professor Maspero in Paris: „So große Vorsicht er in ihrer Auswahl angewendet, Dr. Abel hat die ägyptischen Worte, zumal die nach Brugsch übersetzten, nicht immer auf ihren wirklichen Wert geschätzt Unsere Wissenschaft ist allerdings noch nicht ganz ausgestaltet; sie wächst, festigt und berichtet sich jeden Tag und die Wahrheit von heut und gestern ist häufig nicht mehr die Wahrheit von morgen. Unter diesen Umständen ist sie voller Schlingen und Fallstricke, die Dr. Abel, obschon sein Gebiet ein weiteres ist, indess in der Tat in erstaunlichem Grade zu vermeiden gewusst hat Es ist nicht das erste Mal, dass man die Ergebnisse der Hieroglyphenentzifferung für das Studium der allgemeinen Sprachwissenschaft und die Ergründung ihrer Gesetze mitwirkend zu verwerten gesucht hat; aber es ist allerdings das erste Mal, dass es so eingehend und mit so tatsächlichem Erfolg geschehen ist. Wie weit die umfassenden Konklusionen des Herrn Abel den Semitisten und Indoeuropäisten annehmbar sind, haben diese selbst zu entscheiden; was das Aegyptische betrifft, so hat Herr Abel der Wissenschaft unzweifelhaft einen wahrhaften Dienst geleistet und in seiner Arbeit ein Werk vollendet, welches wenige Aegyptologen die Ausdauer gehabt hätten, ich will nicht sagen zu Ende zu führen, sondern auch nur zu beginnen. Die Bildungs- und Ableitungsgesetze der ägyptischen Wurzeln werden durch eine Fülle erweisender Beispiele festgestellt, welche nichts zu wünschen übrig lässt. Desgleichen werden die Wurzelbedeutungen durch alle Nüancen hindurch, denen sie diesen Gesetzen gemäß unterliegen, mit einem seltenen Scharfsinn verfolgt. Indem Herr Abel seine Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch für das gesammte philologische Publikum schrieb, hat er für die Aegyptologen insbesondere das fast vollständige Gerüst eines Lexikons der ägyptischen Wurzeln und ihrer Umgestaltungen aufgebaut.“ Im Anschluss woran ich in der „Berliner Philologischen Wochenschrift“ 1887, Nr. 23 schrieb: „Was die Bedeutungssicherheit des hieroglyphischen Lexikons betrifft, so ist sie in Bezug auf eine größere Anzahl von Wörtern noch gering, und wird es trotz des scharfsinnigen Fleißes, der ihre Entzifferung anhaltend fordert, in Bezug auf nicht wenige wahrscheinlich bleiben. Daneben ist der wesentlichste Teil des Wörterbuchs indes bereits völlig bedeutungssicher. Von koptischen und bilinguen Hülfsmitteln nicht zu reden, sind, allgemein gesprochen, die Bedeutungen der meisten Verba und Adjektiva sicher, insofern sie teils durch die erklärenden Vignetten, teils durch die aktive, im Satzzu-

sammenhang hervortretende Natur ihres Sinnes leicht verstanden zu werden pflegen. Sicher sind danach ebenfalls diejenigen Substantiva, deren Appellativcharakter deutlich genug erhalten ist, um sie auf die Tätigkeits- und Eigenschaftsbegriffe entzifferter Verben und Adjektiven beziehen zu können. Diejenigen zahlreichen Substantiven dagegen, deren Ableitung unsicher, deren Erklärung durch Klassenbilder allzu vag und allgemein ist, haben sich für ihre Entzifferung wesentlich auf den Zusammenhang zu stützen, der der Natur der Sache nach nicht immer ausreichen kann. Zumal Spezialbezeichnungen von Dingen und abstrakte Ausdrücke leiden unter dieser Schwierigkeit. Abgesehen von den ersten zwei Beispielebogen, welche die häufigsten Lautwechsel enthalten, und demnach eine freiere Behandlung gestatteten, wurde in meiner „Einleitung“ die letztgenannte Klasse von Worten großenteils vermieden, und sehr überwiegend nur, was mit deutlichen Klassenbildern versehen oder durch hinreichende Texte und Koptisch gesichert ist, aufgenommen. Einsichtige Betrachtung und das Zugeständnis, welches Herr Professor Maspero mir die Ehre erwiesen hat, in Bezug auf diese und verwandte Punkte zu machen, dürfte dieselben der Hauptsache nach erledigen. In der Tat lässt sich bei der befolgten grundsätzlichen Beschränkung eine überreiche Anzahl der wichtigsten Begriffe in völlig verstandenen Hieroglyphenworten mit Leichtigkeit nachweisen und verwerten. Ueber einzelne Worte wird man trotzdem teils aus lexikographischen, teils aus grammatischen Gründen verschiedener Meinung sein, und möglicherweise auch im Fortgang der Entzifferungsarbeiten bleiben können. Worauf es indessen für die Erkenntnis der etymologischen Struktur und die Aufstellung der Regeln allein ankommen kann, ist nur, ob die Anzahl der sicher verstandenen Worte für die Erreichung dieser Zwecke genügt. Wo mit allgemein anerkanntem Material die reichsten Lautwechsel, der fruchtbarste Lautwuchs und die gänzlich unerwarteten Erscheinungen der Sprossformenbildung, des Gegenlauts und Gegensinns aus dem Dunkel der Sprachschöpfung klarlich hervorgetreten sind, und das Werden der bedeutsamsten Begriffe und Worte in wuchernder Fülle erhellen, kann eine — bei der obenwähnten Vorsicht verhältnismäßig sehr geringe — Anzahl von Bedeutungsschwierigkeiten wohl für einiges Einzelne, nicht aber für das Ganze in Betracht kommen.“ Was Herr Professor Maspero durch sein Gesammturteil über das Ganze vollkommen zugab, Herr Professor Erman aber durch die erwähnte summarische Verwerfung, ohne Lautwechsel, Lautwuchs, Gegenlaut u. s. w. auch nur zu erwähnen, totaliter verneinte.

Das einzige Detail, welches Herr Professor Erman beibrachte, war, wie oben berichtet, dass er den Gegensinn „scheinbar“ und das Agyptische „eine wahrhaft ungeheuerliche Sprache“ nannte, „wären die von mir gegebenen Belege richtig“. Der Gegen-

sinn (eine kurze Uebersicht enthält meine Abhandlung im Leidener Universitätsalbum zu Ehren des Direktors Dr. Lemanns) wird dadurch nicht „scheinbar“, dass Herr Professor Erman ihn, ohne Gründe mitzuteilen, so nennt; kein Agyptologe hat meinen Beispielen seit zwölf Jahren widersprochen, kein ägyptologischer Berichterstatter über das sie zuerst veröffentlichte Buch sie anders als schweigend hingenommen. Dagegen hat Professor Maspero den Gegensinn von seiner Zustimmung nicht ausgenommen; hat weiland Professor Pott die für die Geschichte der menschlichen Vernunft so ungemein wichtige und von jenen früheren Berichterstattern so konsequent nichtachtete Erscheinung eine sachlich vollzogene unschätzbare Nachweisung genannt; hat Professor Noiré meine sprachphilosophische Begründung derselben in seinem Logos acceptiert und erläutert; hat eine Reihe anderer Agyptologen und Philosophen sie als das grundlegende Denkgesetz der Menschheit anerkannt. Die eine Erscheinung, welche scheinbar sein und das Agyptische ungeheuerlich machen soll, wird also von anerkannten Richtern nicht für ungeheuerlich, sondern teils für wirklich vorhanden, teils für ein grundlegendes Denkgesetz angesehen; die anderen von mir aufgestellten Gesetze würden das ihnen von Herrn Professor Erman gewidmete Epitheton „ungeheuerlich“ vielleicht beibehalten müssen, wenn er, der niemals ägyptisch phonetische und etymologische oder allgemein sprachvergleichende, sprachphilosophische und semasiologische Bücher veröffentlicht, anstatt sich mit zwei unmotivierten Adjektiven als seiner Antrittsleistung auf neues unbekanntes Gebiet zu begeben, dieselben zu begründen unternommen und überzeugend zu erhärten vermocht hätte. Bis er oder ein anderer dies vermag, ohne sich an verhältnismäßig wenige und unbedeutende Einzelheiten zu hängen, werden die von mir nachgewiesenen Gesetze des Lautwechsels, Lautwuchses, Gegenlautes, Gegensinnes, und formell-begrifflichen Bedeutungswandels einzeln und in ihrer Verbindung eine außerordentlich merkwürdige ursprachliche, die fruchtbarsten psychologischen und etymologischen Aufschlüsse enthaltenen und für den Philologen nichts weniger als unverständliche Periode enthüllen. Am wenigsten werden tatsächliche Belege deshalb für unrichtig gelten, weil das sonst scheinbar und ungeheuerlich wäre, was einem auf diesen Gebieten unbekannten und ohne bekannten Grund oder angeführte Gründe sich bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten, autoritativ gebernden Schriftsteller so vorkommt.

Ich gestatte mir noch den Hinweis auf meine Vorlesung in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 26. Februar 1887. Sie skizziert an der Hand des in der „Einleitung“ gewonnenen ägyptischen Materials die Fragen der prähistorischen Psychologie und allgemeinen vergleichenden Etymologie der kaukasischen Rasse, welche ich in mehreren Schriften und auch in der vorliegenden Controverse zu fördern gesucht habe.

Litterarische Neuigkeiten.

Jeder dieser Goethe-Pfaffen wird vom Anderen abgetan. In einem letzten Hefte der „Grenzboten“ findet sich ein vorzüglicher Artikel von W. Creizenach: „Ein Beitrag zum litterarischen Humbug“, in welchem mit erschöpfernder Beweisführung und tiefer sittlicher Entrüstung die ungeheuerliche Reklame gegeißelt wird, welche eine gewisse Korybantentrotte für den seligen W. Scherer in Szene setzte. Dessen angebliche Verdienste um Goethe, die angeblichen Entdeckungen dieses anmaßenden Forschers werden hier in das rechte Licht gestellt. Bravo! So öffnet jeder der Goethe-Pfaffen uns über irgend einen anderen seiner Rivalen die Augen. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf das 1884 erschienene Werk von Emil Mauerhöf über Goethes Faust, in welchem der mythische Briefwechsel zwischen Schröber, Löper, Scherer und Johann Schlaumeier zum Meisterlichsten gehört, was bisher im Fach der parodistischen Satire geleistet worden ist. — Armer Goethe!

Lumpensammler, Gassenkehrer!
Fast wünscht' ich, Goethe wäre nie geboren!
Dann hätten sich nicht wider uns verschworen
Die alles-über-einen-Kamm-Scherer.

„Vom Babel an der Spree.“ Sittenbilder aus dem neuen Berlin von Arthur Zapp (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Ein Bändchen kleinerer Geschichten, von denen jede ein kleines Meisterwerk feiner und scharfer Beobachtungsgabe speziell Berliner Volkslebens ist.

Professor Julius Lessing, Direktor der Sammlungen des Kunstgewerbemuseums, hat den im Verlage von Leonhard Simon in Berlin erschienenen Broschüren: „Der Modeteufel“ und „Was ist ein altes Kunstwerk wert?“ ein neues Bändchen „Handarbeit“ folgen lassen. In glänzender, von den feinsten Beobachtungen Zeugnis ablegender Darstellung wird das Verhältnis der Handarbeit zur Maschinenarbeit sowohl im Allgemeinen wie in den einzelnen Gewerben erörtert. Es wird gezeigt, wie zunächst die Einführung der Maschinenarbeit auf fast allen Gebieten die Handarbeit bis zur Vernichtung verdrängte, dass indess seit Jahr und Tag eine starke Reaktion sich geltend macht und heut zu Tage vielfach die Handarbeit gesuchter ist als zuvor. Die Lektüre von Jul. Lessings „Handarbeit“ kann als eine im hohen Grade anregende auf das Wärmste empfohlen werden.

Ludwig Schönaus hat im Verlage von Levy & Müller in Stuttgart eine kleine heitere Broschüre „Der böse Boulanger oder die Mitwirkung des Septenats“. Großes tragikomisches Heldengedicht aus der Gegenwart, mit sechsundzwanzig stimmungsvollen Illustrationen von Paul Widmayer erscheinen lassen.

Bei Richard Wilhelm in Berlin erschien vor Kurzem eine treffliche Uebersetzung des W. W. Krestowsky'schen zweibändigen Romans „Durchtriebene Schelme“. Aus dem Russischen übertragen von A. Hauff; ebenda wurde von E. von Glehn ein Roman von dem russischen Schriftsteller Graf E. A. Saliass in fließender Uebersetzung auf den Markt gebracht.

„Molières Leben und Werke.“ Nach den neuesten Forschungen dargestellt von W. Kreiten. Mit dem Bildnis Molières in Lichtdruck. — Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

„Sozialismus und Anarchismus in Europa und Nordamerika während der Jahre 1883 bis 1886.“ Nach amtlichen Quellen. — Berlin, Richard Wilhelm. Ein höchst interessantes Werk, auf das wir ganz besonders aufmerksam machen.

„Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte.“ Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. A. de Waal. Erster Jahrgang, erstes Heft. — Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Ein gewisser Harriet F. Powell hat Julius Stindes „Buchholzens in Italien“ ins Englische übertragen und bei J. F. Richter in Hamburg erscheinen lassen.

„Schwizer-Dütsch.“ 38 Nummern à 50 Cts. Verlag von Orell Füssli & Co. in Zürich. Die hübsche Sammlung, welche von dem gründlichen Kenner der schweizerdeutschen

Mundarten, Professor O. Sutermeister, dem schweizerischen Publikum geboten wird, enthält einen wahren Schatz von Volkspoesie. Es spiegelt sich darin das Leben des Volkes in allen seinen Phasen und zugleich in all den Modifikationen des Ausdrucks, wie sie sich in den verschiedenen Landesteilen geltend machen und uns so gemütlich ansprechen. Ernst und Scherz, Poesie und Erzählung, Spruch und Rätsel wechseln in freundlicher Weise miteinander ab. An Hand der hübschen Sammlung machen wir eine Wanderung durch das Land hin, wie sie angenehmer sich nicht denken lässt. Das Neueste, von der regen Verlagshandlung Orell Füssli & Co. in Zürich uns soeben eingesetzte Heft bringt zwei reizende Lustspiele von F. W. Niedermann, die Jeder mit Ergötzen lesen wird. Wir wünschen der Kollektion die weiteste Verbreitung.

„Bernard, der Mörder.“ (Bilder aus dem Pariser Leben.) Roman von Edmond Tarbé. Aus dem Französischen von Eduard Plastein. Mannheim. Verlag von J. Bensheimer. Das rege und allgemeine Interesse, welches dies ebenso geistreich konzipierte, als gewandt und fesseln geschriebene Werk des talentvollen Romanciers in Frankreich erweckt und der Erfolg, den es dort in weitesten Kreisen erzielt hat, werden demselben sicherlich auch bei uns nicht fehlen, umso mehr als sich der Uebersetzer, ein hervorragender reichsländischer, Jurist, bekleidet hat, bei sorgfältigster Anpassung an das Original einerseits nichts von dessen Schönheiten verloren gehen zu lassen und andererseits der Eigenart unserer Mutter-sprache vollauf gerecht zu werden.

Ausländische Neuigkeiten.

„Notizie storiche e topografiche intorno Metauria e Tauriana“ von Dott. Antonio de Salvo. — Neapel, F. Furchheim.

„Peregrinazioni indiane“ india meridionale e Seilan von A. de Gubernatis. — Firenze, L. Niccolai.

„Contes et légendes au Houlon“ von C. Rougé. Mit Illustrationen von Brossé. le Vaguer. — Paris, H. Lecène & H. Oudin, 17 rue Bonaparte. Ebenda wurde veröffentlicht:

„La Revanche des Bêtes“ von Ch. Normand. Mit Illustrationen von Brossé le Vaguer. Beide Bändchen (aus der Bibliothèque illustrée de la famille) können wir als gesunde Familienlektüre nur empfehlen.

„Il Novello Giobbe“, vita romantica per saggio d'un nuovo genere di romanzi. — Bologna, Tip. Militare.

„Essai sur le Libre arbitre, sa theorie et son histoire“ par G. L. Fonsegrive, professeur agrégé de philosophie au lycée de Bordeaux. Ouvrage couronné par l'Académie des sciences morales et politiques. — Paris, Felix Alcan.

Cte de Chaudordy; „La France à la Suite de la Guerre de 1870—71.“ 2e Ed. — Paris 1887. Plon, Nourrit & Cie. (Sehr interessant.)

C. de Loise: „Histoire politique de La France.“ — Paris 1886, Plon, Nourrit & Cie.

Alfred Rambaud: „La France Coloniale“; Histoire — Géographie — Commerce. 2e Ed. — Paris, Armand Colin & Cie.

Ambroise Clément: „La Crise Économique et Sociale en France et en Europe.“ — Paris 1886, Guillaumin & Cie.

Mermeix: „La France Socialiste, Notes d'Histoire Contemporaine. 3e Ed. — Paris 1886, F. Fetscheim & Chuit.

„Numeri e Sogni“, Romanzo di Bruno Sperani. — Milano, G. Galli.

„Quatre comédies“: La fille Unique, comédie en 1 acte par Joseph Thurwanger et Charles Beaumont, avec une préface sur Les Petites Godin, comédie-vaudeville en 3 actes de M. Maurice Ordeneau. Les Homonymes, comédie en 1 acte par Charles Marie-Laurent, avec une préface sur Durand et Durand, comédie-vaudeville en 3 actes de M. Maurice Ordeneau et Albin Valabregue.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 25 („Das Domesday-Book“ von Karl Blind), wo über Lord John Russel bemerkt ist: Er sagte auch „obleidsch“ (oblige) statt „oblidsch“, sollte es im ersten Falle „oblidsch“, im zweiten „obleidsch“ heißen.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung, Leipzig.

Phrasen.

Von

Hermann Conradi.

Preis broch. Mark 5.—, fein gebd. Mark 6.—

Der junge sehr reich beanlagte Autor veröffentlicht in diesem Werke sein erstes grösseres Prosawerk. Und — man muss es ihm lassen — er hat ein Werk geschaffen, das sich in stolzer Eigenart hält, das nicht im Geringsten nach der Schablone schmeckt. Der Verfasser, der sich mit ganz neuen ästhetischen Anschauungen traut, geht seinen eigenen Weg; mit derber Kraft malt er realistische Scenen, er fühlt sich ganz einig mit dem wahren Wesen der Kunst, wenn er auch mit kühner Unerschrockenheit an die gewagtesten Situationen herantritt. Aber er reisst auch zu den höchsten Gedankenköpfen empor, er berührt die tiefsten metaphysischen Probleme. Eine rebellische Leidenschaft, Gedankenreichthum und eine psychologische Schärfe ersten Ranges zeichnen das Werk aus, das bereit von dem Leben und Weben, dem Dichten und Trachten der jungen Generation erzählt, die mit Phrasen erzogen ist und in der Phrasenkultur aufgeht. Er erzählt von den Conflikten der Nachgeborenen mit den Tendenzen einer Zeit, die alles demokratisiert und nivelliert. Das Buch wird zweifellos grosses Aufsehen erregen und viel bewundert werden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Illustrierte Leipziger
Musik- und Kunstzeitung**

Organ f. Musik, Theater u. bildende Künste

Chronik des Kunstlebens aller Nationen der Gegenwart.
Anregende u. belehrende Aufsätze, Biographien, Theaterschau.

Illustrationen und Kunstprämien.

Abonnements (1 M. 50 Pf. pr. Quart.), Inserate 20 Pf.
pr. Zeile bei allen Buchhandlungen und Postämtern und
in der Expedition, Leipzig.

►► Auflage 2800. ►►

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Einleitung in ein
ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches
Wurzelwörterbuch.Von
Dr. Carl Abel.

Klein-Quart. Preis M. 100.

... Dr. Karl Abel, der frühere Berliner Correspondent der "Times", hat vor kurzem eine "Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch" erscheinen lassen, welches in Orientalistenkreisen als ein wertvoller Beitrag zur vergleichenden Sprachwissenschaft geschätzt wird. Die Arbeit besteht aus einem einzigen Bande und ist verhältnissmässig das theuerste Buch, welches der Büchermarkt jemals hervorgebracht hat. Es kostet 100 M. wegen der überaus schwierigen Herstellung, denn der Text bringt ausser arabischen und hebräischen Sätzen zugleich Hieroglypheneinschaltungen. Der Verfasser hat an seinem "Wurzelwörterbuch" sechs volle Jahre ununterbrochen gearbeitet."

Leipziger Illustr. Zeitung
Nr. 2293 vom 11. Juni 1887.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lose Blätter.Dichtungen von
Arthur Pfungst.

broch. M. 2.—, geb. M. 3—

Glänzendes Colorit, echtdichterisches Empfinden und eine vortreffliche Behandlung der Sprache haben sich in diesen Dichtungen vereinigt. Auch die Ausstattung des Werchens ist eine reizende, so dass das Büchlein zu Geschenken wie dazu geschaffen erscheint.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandl., Leipzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Die illustrierte Zeit.Früher: **Illustrierte Frauen-Zeitung.**

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen nebst jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Modebildern; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die **Heft-Ausgabe** erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die **große Ausgabe** mit **Supplement** und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Modenbilder und 12 Kostümblätter) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf.

— Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der **Heft-Ausgabe** auch alle Postanstalten.

Ein günstiger Abschluss ermöglicht es mir nachstehende guterhaltene Werke, solange die geringen Vorräthe noch reichen, zu den beigefügten aussergewöhnlich billigen Preisen zu liefern:

Feldmann, Dr. phil. J. C., Der wahre Christus und sein rechtes Symbol. Ein vernünftiges Wort zur Förderung einer christlich-menschlichen Union. Geh. früher 2 M., jetzt für 50 Pf.

Haegele, S. M., Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft sammt unmassgeblichen Gedanken über das Gefängnisswesen. 2. Aufl. mit einem Vorwort von K. Röder, Prof. des Rechts in Heidelberg. Geh. früher M. 4.—, jetzt für M. 1.50.

Prutz, Dr. R. E., Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart. (1841.) Geh. früher M. 6.—, jetzt für M. 1.—

Das Aufsehen, welches die Vorlesungen selbst in Berlin, vor und nach ihrem Verbot, über welche das Vorwort interessante Notizen bringt, machten, sowie die anerkannte literar.-histor. Thätigkeit des Verfassers sichern dem Buche eine dauernde Geltung.

Pröhle, Dr. Heinr., Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen, Geh. früher M. 2.—, jetzt für 75 Pf.

Soltau, Fr. L. v., Deutsche historische Volkslieder. Hrsg. mit Anmerkungen von Dr. W. H. R. Hildebrand. Geh. früher M. 8.—, jetzt für M. 4.—

Gefälligen Bestellungen bitte den Betrag beizufügen, worauf umgehende frankirte Zusendung erfolgt

Luckhardt'sche Sortimentsbuchhdlg., Berlin W. 8. Charlottenstr. 50/51

Fues's Verlag (R. Reisland) in Leipzig.

**H. A. Daniel's
illustriertes kleineres
Handbuch der Geographie.**Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage
bearbeitet von **Dr. W. Wolkenhauer.**Mit circa 550 Illustrationen und Karten im Texte.
ERSTER BAND.Preis M. 8.—; sehr eleg. geb. in Halbfz. M. 9.60.
Der zweite Band erscheint Ende dieses Jahres.

(Das Werk ist auch in 36 schnell nacheinander erscheinenden Lieferungen à 2½ Bogen Lex -8.— zum Preise von à M. —.50 zu beziehen.)

Eine zeitgemässen Litteraturgeschichte
zu ermässigtem Preise!

**Brandes, G., Die Hauptströmungen der
Litteratur des 19. Jahrhunderts.** 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. Ad. Strodtmann u. (Bd. 5) von W. Rudow. 2. Aufl. 1886. Eleg. broch.

Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M.

Dieselben einzeln:

I. Emigrantenlitteratur. Statt 4½ M. für 3 M.

II. Romant. Schule in Deutschl. Statt 4½ M. für 3 M.

III. Reaction in Frankreich. Statt 4½ M. für 3 M.

IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt 7½ M. für 4½ M.

V. Romant. Schule in Frankreich. St. 8 M. für 5½ M.

Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer freien Richtung in Kunst und Wissenschaft huldigen.

H. Barsdorf, Buchhandlung in Leipzig.

L. Zander's Buchhandlung in Leipzig

gegründet 1852

empfiehlt sich zur Besorgung von Büchern in allen
Sprachen, sowie zur Einrichtung ganzer Bibliotheken.

www.books2ebooks.eu